Das Buch

Schimko erzählt unernste Geschichten. Die Episoden sind autobiografisch und unterhaltsam. Sie erzählen, wie man als DDR-Mensch lebte und arbeitete, welche Chancen man hatte und wie man sie nutzte. Sofern man sie denn als Chance begriff und Charakter besaß wie Schimko.

Der Autor

Richard Schimko, geboren 1945, besuchte die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Halle, absolvierte eine Facharbeiterausbildung in Bitterfeld und studierte Physik an der Technischen Universität Lwow. An der Universität Tblissi hielt er Vorlesungen und promovierte dort, an der Humboldt-Universität zu Berlin wurde er Professor. 1970 begann er im Berliner Werk für Fernsehelektronik (WF) zu arbeiten, 1984 wurde er dessen Forschungsdirektor. 1992 gründete er die Firma »Berlin-Oberspree Sondermaschinenbau GmbH« (BOS), die Roboter für die Elektronikindustrie fertigt. Er war Mitglied des Präsidiums des BDI und vertrat dort den Verband der Deutschen Maschinenbauer (VDMA).

Richard Schimko

»Ich bin Physiker und Kleinkapitalist«

Erlebnisse eines Wirtschaftsmanagers aus dem Osten

edition ost

Inhalt

Prolog 7
Aus dem Leben von Wolfgang E. 11
Auf dem Bitterfelder Weg 23
Ankunft in Lwow-Lemberg 27
Die Schlacht am Kursker Bogen 37
Der Eskimose 43
Gaumardschos – sei siegreich! 51
Der Zwischenstopp 55
Die Obrigkeit 59
Pechvogel 65
Rektale Rakete 75
Grusinischer Überfall 83
Wildpinkeln macht sich bezahlt 89
Überflieger 101
Japanische Gastfreundschaft 109
Das Institut für Wunder 125
Die Aretjewa-Methode 131
Der Jesuitenpater 135
Der Abt 143
Geheime Verschlusssache (GVS)
und das »Klavier im Vakuum« 151
Titangabeln 159
Das Formex-Projekt 165

Geschichte von der Ahnung des Untergangs . . . 179
Von menschlichen Gebresten
und anderen Zipperlein 191
In treuen Händen 199
Das Feigenblatt 213
Der Priester, die Blechtrommel
und ein Gespräch auf der Toilette 219
Weil wir gerade mal wieder
von Saporoshje sprechen 229
Der Kleinkapitalist 237
Besondere Menschen 249

Prolog

Mein Ziel war es immer, Ausländer zu werden. Dieser Entschluss ist bedingt durch mein Aufwachs-Land – die DDR. Ein kleines Land, gegründet, geformt und beschützt von den sowjetischen Siegern über die deutschen Faschisten und natürlich von jenen Deutschen, die an ihrer Seite gekämpft hatten.

Das neue kleine, deutsche Land und seine wenigen Bestimmer hatten also den Krieg nicht verloren, sondern das Vertrauen und die Macht der Sieger gewonnen.

Die sehr wenigen deutschen Sieger mussten nun die vielen deutschen Verlierer umerziehen. Sie waren sich sicher, im Besitz aller historischen und künftigen Wahrheiten zu sein. Folgerichtig durften sie alle Menschen zu ihrem Glück zwingen und nannten das »Diktatur des Proletariats«. Ihnen waren intellektuelle Zweifel fremd, obgleich doch selbst Marx den Zweifel nicht nur an den Beginn jeder wissenschaftlichen Tätigkeit gesetzt hatte.

Meine Eltern gehörten zu den bereits 1949 umerzogenen Siegern. Ich habe alle Werke von Marx, Engels, Lenin und Stalin mit bunten Anmerkungen und Ausrufezeichen geerbt, die ihre gelungene Umerziehung bewiesen.

Dass diese Umerziehung nötig war, wird beim Vater begründet durch seine Tätigkeit im Dienste der Wehrmacht zwischen 1939 und 1945 insbesondere auf den Schlachtfeldern auf dem Gebiet der Sowjetunion. Und

bei der Mutter, was Bilder und Briefe dokumentierten, die ihre Begeisterung fürs Dritte Reich etwa beim Empfang des Führers in ihrer Universitätsstadt Wien deutlich erkennen lassen.

Ich war ein guter Schüler und habe gelernt, dass der Sozialismus gesetzmäßig dem Kapitalismus nachfolgt. Unklar war mir, warum von mir später sehr verehrte Schriftsteller wie Frisch, Böll oder Dürrenmatt sich nicht schnurstracks auf die Seite der Sieger der Geschichte geschlagen hatten.

Unverständnis provozierte auch die Parteistrafe meines Vaters, die er erhielt, weil er für einen Freund gebürgt hatte, als dieser in die Partei wollte, es dann jedoch vorzog, zum Klassenfeind überzulaufen. Und der Frust meiner Mutter, weil sie als Bürgermeisterin zwar dank ihrer Sprachkenntnisse eine französische Stadt für eine Partnerschaft gewann, nicht aber das Vertrauen und die Zustimmung der Genossen in der Kreisleitung.

Die Hoffnung (bekanntlich stirbt sie zuletzt) und eigene Einredungen halfen über solche Misslichkeiten: Übe Geduld, die Vernünftigen werden sich noch durchsetzen! Und: Dem Klassenfeind zuzustimmen, wenn er mal Recht hat, schwächt den Sozialismus.

Die Kunst, sich etwas vorzumachen, habe ich früh erlernt.

Mit Wissen und mit Zweifeln bestens ausgestattet, wurde ich auf die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät in Halle geschickt. Dem Abitur schloss sich eine einjährige Tätigkeit im Dreischichtbetrieb an. So bekam ich Verbindung zur Arbeiterklasse im Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld, was eine sehr gute Grundlage für ein Studium in der Sowjetunion darstellte.

So gestählt, bestieg ich 1965 die Bahn und reiste nach Lwow (vormals Lemberg, jetzt Lwiw) in der Ukraine.

Endlich war ich Ausländer.

Aus dem Leben von Wolfgang E.

Im Jahre 1963 war ich ausgewählt worden. Als einziger Schüler der vier elften Klassen meiner Erweiterten Oberschule – so hießen damals die Gymnasien – wurde ich an die ABF II in Halle geschickt. Diese gehobene Bildungseinrichtung bereitete Menschen auf das Abitur und für ein Studium im sozialistischen Ausland vor. Die Ehre, als Begabter zu gelten, ließ mich die absehbaren Übel des kasernierten Lebens und Lernens geringschätzen. Als Einzelkind mit eigenem Zimmer war ich ziemlich verpimpelt.

Gar nicht gerechnet hatte ich mit mir völlig fremden Menschen, die ich nicht ignorieren konnte. Im mir zugewiesenen Internatszimmer 312 mit sechs Betten, Stühlen, Schränken und einem Tisch saß mir ein solcher neuer Menschentyp gegenüber. Er begrüßte mich im urigsten Sächsisch mit einem freundlich-bedeutsamen »Guten Tag, Genosse«. Als solcher war er mit Parteiabzeichen am FDJ-Hemd erkennbar. Und er war der Seminargruppenleiter. Also bedeutend.

Der menschliche Makel, *gegen* etwas zu sein, was ein anderer überschwänglich vertrat, machte mich bockig und ungerecht. Parteimitglied zu werden erschien mir – mangels menschlicher Reife – seinerzeit nicht denkbar. Der Genosse Wolfgang E. war mir darum sofort zutiefst unsympathisch. Er befragte mich bezüglich meines Klassenstandpunktes und der damit verbundenen

Pflicht, der Partei zu dienen. Die würde jetzt in mich viel investieren und erwarte mit Recht Leistungen und Bekenntnisse von mir, dem Delegierten.

Ich bekannte, dass ich meinen Standpunkt bisher nicht kenne und auch nicht wisse, was ich werden wolle. Und ob ich ihr, also der Partei, nützen könne. Ordentlich wäre ich im Übrigen auch nicht.

Daraufhin machte er mich mit der apodiktischen Erklärung, dass hier *jeder* Verantwortung übernehmen müsse, zum Heimfunktionär. (Mein Verdacht, er besäße einen besonders hinterfotzigen Humor, sollte sich später nicht bestätigen. Wolfgang E. wollte mich einfach erziehen und bessern.)

Die Fakultät hatte für die ersten zwei Wochen ein Kennenlernlager im Thüringer Wald organisiert. Am Lagerfeuer durften alle erzählen, was sie aus ihrem Leben machen wollten. Genosse Wolfgang wusste genau, dass er nach dem Studium an der höchsten Diplomatenschule in Moskau das Ansehen der DDR als Diplomat in der Welt mehren würde. Andere Studenten wollten Atomphysiker oder Lenker in der Wirtschaft unseres Vaterlandes werden.

Ich wusste nicht, was ich wollte.

Meine Abneigung gegen Wolfgang wuchs noch, weil er immer der Erste auf der Tanzfläche war – und das obendrein mit Mädchen, die mir gefielen. Zudem sah er fanatisch gut aus, er war groß und athletisch und besaß tiefliegende große Augen.

Wolfgang war fleißig und zuverlässig und erzielte gleich mir ein gutes Abiturergebnis. Auch er verschmolz

im Dreischichtbetrieb mit der Arbeiterklasse im Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld. Danach wurde er tatsächlich Student an der höchsten Diplomatenschule in Moskau. Ich hingegen begann Halbleiterphysik in Lwow/Lemberg zu studieren.

Wir pflegten eine freundschaftliche Beziehung, weil er bedingungslos ehrlich, offen und – im Gegensatz zu mir – tief sozialismusgläubig war. Es machte Spaß, mit ihm zu streiten. Ich besaß in seinen Augen jedoch ein Handicap: Ich war mit intellektuellen Zweifeln geschlagen.

Meine Vorurteile ihm gegenüber hatte ich verdrängt.

In Bitterfeld wohnten wir in einem Zimmer, sahen uns aber aufgrund verschiedener Arbeitszeiten nicht oft. Und wenn, naja … Er hatte, wie bereits angedeutet, einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Als ich einmal morgens von der Schicht in unsere Baracke zurückkehrte, beglückte er zwei propere Zwillingsdamen in seinem sehr schmalen Bett. Weil er die eine nicht dadurch kränken wollte, dass er die andere ihr vorzog, trieb er's mit beiden.

Bei einem Besuch in Lwow – er kam als Student gelegentlich aus Moskau herüber – lernte er seine spätere Frau kennen. Diese beendete bereits nach unserem ersten Studienjahr ihr Medizinstudium in der Ukraine und übernahm eine Praxis in Wittenberge.

Dort war ich in die Schule gegangen. Ein bemerkenswerter Zufall.

Nach dem zweiten Studienjahr warf ein Schicksalsschlag Wolfgang aus der Bahn. Bei ihm wurde Tuberkulose festgestellt. Er durfte nicht weiter im Ausland studie-

ren. Nach einem monatelangen Aufenthalt in einer Heilstätte nahe Wittenberge heiratete er dort die Ärztin aus Lwow. An der Akademie für Staatsrecht in Potsdam setzte er seine Diplomatenausbildung fort. Seine Mitstudenten kamen zum großen Teil aus dem diplomatischen Dienst, es handelte sich zumeist um bereits erfahrene und verdiente Genossen. Ihnen fehlte jedoch der Hochschulabschluss, um weiter nach oben zu steigen. Die Akademie bot ihnen die Steigbügel und behandelte sie mit Nachsicht.

Diese fehlte Wolfgang.

In Bezug auf Leistungsbereitschaft, Parteidisziplin und -treue duldete er keinen Schlendrian und kein Vertun. Und erst recht keine Milde oder gar Vergebung. So lange er die harten Forderungen an sich selbst richtete, erwuchs daraus kein Schaden. Doch man wählte ihn zum Parteigruppenorganisator – man gab ihm ein Amt. Das war ein Fehler.

Als seine Mitgenossen registrierten, dass er ihnen seine Tugenden mit der Macht des Amtes aufs Auge drücken wollte, organisierten sie Gegenwehr. Er hatte, wie gesagt, in Moskau zwei Jahre Diplomatie studiert, sprach neben seiner Muttersprache Russisch, Englisch, Französisch und Suhaeli und war von sich sehr überzeugt. Im Unterschied zu seinen Kommilitonen aber hatte er noch nicht im diplomatischen Dienst gestanden, der war für ihn graue Theorie. Seine Diplomatenkollegen hingegen wussten aus praktischer Erfahrung, wie man die unterschiedlichen Waffen der Diplomatie geschickt einsetzt, um Probleme zu lösen.

In der ersten Stufe sagten sie ihm einfach die Wahrheit. Sie dächten überhaupt nicht daran, sich beim Studium ein Bein auszureißen und die Hausordnung strikt einzuhalten. Ihn würden sie jedoch daran nicht hindern, es zu tun. Falls er allerdings fortfahre, sie erziehen zu wollen, würden sie die Parteileitung der Hochschule gegen ihn aufbringen. Sie verfügten durchaus über die Fähigkeit zu intrigieren.

Das glaubte er ihnen nicht.

Er schuriegelte und maßregelte die älteren Genossen weiter. Er fühlte sich im Recht – er hatte die Genossen im Blick und deren Grenzüberschreitungen im Kopf. Nicht aber im Rücken, also hinter sich. Nach kurzer Zeit wurde Wolfgang vor die zentrale Parteileitung zitiert. Die höheren Genossen ermahnten ihn, das Alter und die Verdienste seiner Mitstudenten besser zu achten. Sein Dünkel, klüger und besser zu sein als sie, wäre tadelnswert.

Nun begann Wolfgang E., der Parteigruppenorganisator, die verdienten Genossen nicht mit seiner Klugheit, sondern mit ihren eklatanten Verstößen gegen Studienordnung und Disziplin (Suff, Faulheit, Betrügereien) zu konfrontieren und deutete Meldung an.

Daraufhin begann Phase zwei des kollektiven Widerstands.

Wolfgang erhielt eine neuerliche Einladung der zentralen Parteileitung und wollte diese nutzen, um klarzustellen, dass er die schnurgerade Parteilinie mehr als jeder andere hier vertrat. Er erteilte den führenden Genossen sogar naseweise Vorschläge, wie sie im Sinne

der sozialistischen Hochschulreform handeln sollten. Nicht ohne wertvolle Hinweise, wie es die einst von ihm besuchte Moskauer Eliteschule in solchen Fällen gehalten hatte. Schließlich waren die sowjetischen Genossen allen anderen weit voraus.

Das sah die Schulleitung ganz anders. Sie legten Wolfgang umfangreiches Bildmaterial vor. Dieses belegte eindrucksvoll die Gefährdung der Moral an der Hochschule – durch ihn. Beispielsweise zeigten ihn die Fotos beim Onanieren im Duschraum.

Das war die berüchtigte jähe Wende.

Die Genossen hatten das höhere Schlachtfeld der sozialistischen Moral eröffnet. Der Skandal, der keiner war, auch wenn er zu einem solchen aufgeblasen wurde, reichte aber für eine parteierzieherische Maßnahme. Diese Rüge führte bei Wolfgang zu der bemerkenswerten Einsicht, die er mich in einem Brief drei Tage vor Heiligabend 1968 wissen ließ: »Statt die Parteileitung stürzen zu wollen, hab ich mich zu neuer Qualität – sprich Übergang vom Kritikastertum zu kritischer fruchtbarer Mitarbeit – erhoben.« Das war keineswegs ironisch von ihm gemeint.

Von Stund an machte er sich gemein mit den Gewohnheiten der Altgenossen. Er zog mit ihnen durch die Kneipen, statt sich wie bislang gewohnt dem Selbststudium hinzugeben. Die alten Hasen trauten ihm aber nicht und leiteten die dritte Phase der Abwehr ein. Sie füllten ihn mit russischen Trinksprüchen und Wodka ab, setzten ihn auf ein geklautes Fahrrad und informierten einen befreundeten ABV.

Der Abschnittsbevollmächtigte der Volkspolizei erwartete den avisierten besoffenen Bürger auf dem gestohlenen Drahtesel und zog beide aus dem Verkehr.

Und das tat dann auch die Schule.

Wolfgang E. wurde wegen mangelnder sozialistischer Moral der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften verwiesen. Diese banale, böse Intrige beendete seine Diplomatenlaufbahn.

Er endete in Wittenberge.

Während seines Studiums in Potsdam gab es den »Prager Frühling«, jenen Versuch der Staats- und Parteispitze in der ČSSR, den Sozialismus sowjetischer Prägung zu reformieren. Ich teilte Wolfgang meine Sicht der Dinge mit, ich war schließlich Augenzeuge. Wir Studenten reisten ja über Prag, wenn wir nach Hause oder nach Lwow fuhren. So saß ich auch Ende August 1968 im Zug Prag-Moskau. Der Zug war voll mit verwundeten sowjetischen Offizieren. Sie erzählten mir von zwei sie sehr verwirrenden Einsatzbefehlen. Erstens sollten sie die sozialistische Ordnung in der Tschechoslowakei bedingungslos wieder herstellen und zweitens dabei aber keine Gewalt anwenden.

Die meisten hatten Kopfwunden und Brandverletzungen davongetragen. Die einen waren von Pflastersteinen und die anderen von Molotow-Cocktails getroffen worden. Die Gewaltlosigkeit schien also ziemlich einseitig gewesen zu sein.

Trotzdem waren sie voller Sympathie für die Prager, denn den Sozialismus verbessern wollten auch sie. Allerdings schien der tschechische Alleingang die Gefahr

heraufzubeschwören, dass die NATO ihre Westgrenze bis zu den Karpaten verschöbe. Das sollten sie als Militärs verhindern, was offenkundig nicht im Sinne aller Tschechen war. Sonst würden sie jetzt keine Verbände tragen und ins Lazarett kommen. Mir schien, dass die passive Machtdemonstration vieler sowjetischer Panzer und die stoische Duldsamkeit sowjetischer Soldaten eine Katastrophe verhindert hatten.

Mein Zimmergenosse Hans-Rainer Kiewel, er stammte aus dem Grenzgebiet zur ČSSR, wusste aus dem Heimaturlaub zu berichten, dass Einheiten der NVA einen Marschbefehl in Richtung Plzen befürchtet hatten, der aber bekanntlich ausgeblieben war.

Wolfgangs Antwort auf meinen Brief war sehr prinzipiell. Das »tschechische Brudervolk« sei irregeleitet und werde, sobald es zur Besinnung käme, »die Verräter in der Partei- und Staatsführung« verjagen. Er habe Kenntnis, schrieb er mir am 6. Oktober 1968, »dass der schwarze Bundeswehrlöwe während eines Manövers dem weißen Löwen an den Hals springen sollte – sogenannte Blitzkriegstaktik und Faustpfandpolitik. Stell dir vor: gute 150 km vor Deiner Nase in Lwow hätte die Bundeswehr gestanden!«

Sein damaliges Glaubensbekenntnis drückte sich in zwei Sätzen dieses Briefes aus: »Die DDR ist auf dem richtigen und bestem Weg – nicht betrachtet die SU, die uns geschichtlich auch sonst weit voraus ist.« Und Wolfgang zitierte Ulbricht, was dieser bei einem Treffen mit Dubček am 12. August 1968 in Karlsbad gesagt hatte: »Die SED ist in Europa die einzige kommunistische Partei seit 1939 ohne Parteikrise (und seit 1953 ohne Staatskrise).«

Das widersprach meinen persönlichen und literarischen Erfahrungen und eigentlich auch Wolfgangs, der sehr belesen war und den realen Sozialismus allüberall kannte. Sein Einwand lautete jedesmal, wenn ich ihm widersprach, ich würde mich in Details verlieren und blind sein für die großen geschichtlichen Zusammenhänge.

Sein Glauben war unerschütterlich und hielt an der Überzeugung fest, dass Jesus übers Wasser laufen und aus Wasser Wein machen konnte.

Nach seinem Rauswurf in Potsdam wurde Wolfgang E. ein normaler DDR-Bürger, geschlagen einzig mit seinem sächsischen Dialekt und der prinzipiellen Parteilichkeit. Diese Makel glich er mit Leistung, Freundlichkeit und oft zu großem Vertrauen aus. In der DDR konnte niemand tief fallen. Das System funktionierte so, dass jeder immerfort gefördert und zu seinem Glück gezwungen wurde.

Mein Vater hatte mir diese Nachkriegsphilosophie erklärt. Er studierte nach seiner Gefangenschaft von 1947 bis 1949 die Werke von Marx bis Stalin und versah diese mit Randbemerkungen in allen Farben. Vorher war er von 1939 bis 1945 ohne Unterbrechung im Kriegseinsatz gewesen. Immer an der Ostfront. Die erlebte Erfahrung führte nach dem Studium der genannten Werke dazu, dass er überzeugt war, dass das, was er in der Sowjetunion – im wahrsten Sinne des Wortes – »mitgemacht« hatte, sich *nie* wiederholen

dürfe. Deshalb müsse man die Menschen auch gegen ihre schlechten Triebe zu sozialistischem Glück zwingen. Sie also erziehen, ihnen die Augen öffnen.

Er hatte im ersten Buch der dreizehn Bände der wissenschaftlichen Werke des Genossen Stalin einen Satz rot unterstrichen. Der gesetzmäßige Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus setze die konsequente Überwindung der »barbarischen Besitzgewohnheiten der Menschen« voraus. Wolfgang vertrat konsequent genau diese Auffassung und wusste auch, dank des Klassikers, welches Instrument dafür nötig war: Diktatur der Arbeiterklasse, vertreten durch die Partei.

E. wurde in Wittenberge zuerst wissenschaftlicher Mitarbeiter des Ökonomischen Direktors und dann kaufmännischer Direktor der Nähmaschinenfabrik »Veritas«. Der VEB delegierte ihn zum Fernstudium an die Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst. Das Diplom schaffte er, neben seiner Arbeit, ohne Mühe. Meine Vaterstadt-Kontakte meldeten mir weiter, dass Wolfgang E. ein »Hundertfünfzigprozentiger« sei – störend, aber umgänglich, dass er gut Fußball spiele und wie verrückt Marathon laufe – bereits zwanzig Mal! Sogar auf dem Thüringer Rennsteig sei er unterwegs. Und weil er mehr Nähmaschinen verkaufte als das Werk produzieren könne, gäbe es an seiner Arbeit nichts auszusetzen.

Und außerdem spreche er wie Katarina Witt …

Das waren für Wittenberge-Verhältnisse fast lobende Worte. Nach dem ungeplanten Übergang des Sozialismus in den westdeutschen Kapitalismus und der

damit verbundenen bösartigen Liquidierung seines VEB zog Wolfgang E. mit seiner Familie, mit allen Veritas-Märkten und fähigen Mitarbeitern nach Karlsruhe zur Konkurrenzfirma.

Als auch diese letzte deutsche Bastion des Nähmaschinenbaus fiel, hatte der größte Schweizer Industrie-Nähmaschinenhersteller Wolfgang E. gebeten, bei ihm zu arbeiten. Bis zum 69. Lebensjahr arbeitete Wolfgang in Vollzeit in der Schweiz. Damit begab er sich in die Tradition berühmter Kommunisten, die einige Jahre im Schweizer Exil verbracht hatten. Im Unterschied zu jenen aber, die in einem verplombten Eisenbahnwaggon reisen mussten, flog er durch die Welt.

Er hatte hervorragende Marktkontakte und war im Konzern zuständig für den ganzen einstigen RGW-Bereich. Er organisierte und veranstaltete von Kirgisien bis Kasachstan, von Petersburg bis Prag Quilt-Ausstellungen, um Schweizer Maschinen nach Asien und Osteuropa über die Kunst salonfähig zu machen. Quilt, das muss erklärend hinzugefügt werden, ist eine besondere Form der Verarbeitung von Textilien. Mehre Stofflagen, in der Regel drei, dazwischen Füllmaterial, werden mit Steppstichen »zusammengequiltet«, das heißt mit einem dekorativen Muster versehen – für Tagesdecken, für Wandteppiche, für den Outdoor-Bereich.

Wolfgang E. war und ist ein fähiger Ökonom und sieht heute sehr gelassen sein und unser Wirken in den Ostgebieten Deutschlands und der Welt. Fast zu nachsichtig, weil: er blickt inzwischen mit den Augen eines Baden-Württembergers.

Pechvogel

Mein Freund Hermann Starke war Parteisekretär der deutschen Landsmannschaft in Lwow. Er wurde nicht von den Studenten gewählt, sondern von der kleinen Gruppe der Parteimitglieder. Die natürlich ebenfalls Studenten waren. Hermanns herausragende Eigenschaften waren: Verständnis für alles und jeden, schnelle Auffassungsgabe – und dass er nicht »Nein« sagen konnte. Sein Schicksal bestand darin, immer auch ein bisschen Glück im vielen Pech zu haben, das er hatte.

Das Glück begann damit, dass er zwei Monate nach Studienbeginn die frohe Kunde bekam, Vater zu werden. Sein Pech: Die werdende Mutter kam aus einer gutbürgerlichen Familie, die einem mittellosen Studenten, der zudem im Ausland und in der Partei war, nicht über den Weg traute. Hermanns Familie hingegen bestand aus einem invaliden Vater, der im Krieg die falschen, also ziemlich fette Nazi-Orden bekommen hatte, und ihm darum nicht helfen konnte.

Wegen der nun drohenden Schande richteten die Eltern der schwangeren Tochter zähneknirschend die Hochzeit aus, kauften Hermann einen Anzug, seinen allerersten, und einen modernen Trenchcoat. Sie bezahlten ihm überdies seine Reise von Lwow und zurück.

Wir ließen für unsere Obrigkeit Hermanns schon lange verblichene Großmutter noch einmal sterben, so dass der Bräutigam erst zu seiner Hochzeit und noch

einmal zur Taufe seines Kindes reisen konnte. Ereignisse wie diese waren üblicherweise kein Heimreisegrund, weil sie sich in die Semesterferien verlegen ließen. Nur Todesfälle waren nicht planbar und darum ein akzeptierter Anlass zur Reise außer der Reihe.

Vor Hermanns Abreise hatten wir seine Tochter auf den Namen »Ines« vorgetauft. Das heißt, wir begossen dies mit einem Getränk, das aus »Kumpeltod« (40-prozentigem Alkohol) und süßer dicker Kondensmilch (30 Prozent Fett) bestand. Den »Kumpeltod« steuerte unser Zimmermitbewohner Hans-Rainer Kiewel bei. Sein Vater arbeitete in einem Uranbergwerk der SAG Wismut. Da bekam jeder Kumpel bis zu sechs Liter unversteuerten Trinkbranntwein, den Liter für einssechzig. Draußen, im Handel, kostete der Schachtschnaps etwa zehn Mal so viel. Hans-Rainer brachte den Hochprozentigen immer im Fünfliter-Kanister mit.

Am Abend von Hermanns erwarteter Rückkehr spielten wir drei übriggebliebenen Zimmerbewohner Skat. Der Zug aus Krakau traf pünktlich ein, gegen Mitternacht betrat Hermann unsere Studentenbude. Sein Gesicht verhieß nichts Gutes, und ich fragte ihn, vom Alkohol erheitert, ob man ihm den Koffer geklaut habe. Ich konnte ja nicht ahnen, dass genau dies geschehen war.

Hermanns Reaktion glich einem Vulkanausbruch, begleitet von Tränen der Verzweiflung und Wut. Alles sei weg: der Anzug, seine geliebte Wehrmachtslederjacke, die er extra in den Koffer gepackt hatte, damit sie ihm nicht gestohlen würde, falls er im Zug einschlafen

sollte. Er könne seinen schwierigen Schwiegereltern nie wieder unter die Augen treten.

Die Tochter heiße im Übrigen nicht Ines, wie von ihm gewünscht, sondern Jacqueline.

Hermann, der große, schwarzhaarige Bursche mit bereits grauen Haarsträhnen, bot ein Bild des Jammers. Um ihn zu trösten, mussten wir bis zum Morgen Skat spielen und den Schnapskanister leeren. Die Regeln des Skatspiels waren Hermann im übrigen heilig, weil er aus Altenburg stammte. Wenn er die Karten aufnahm, rief er aus: »Ihr armen Sauen!«, um die Mitspieler mit seinem angeblich tollen Blatt zu verunsichern. Jetzt aber war er es selbst: eine arme Sau.

Zu seinen Regeln gehörte auch, dass der Skatabend erst endete, wenn entweder ein Mitspieler selbst mit einem nassen Lappen nicht mehr fitzukriegen war oder wenn der Letzte in der Punktetabelle kapitulierte und erklärte, er höre jetzt auf. Das kam aber nie vor. Meist endete der Abend bei Sonnenaufgang.

Am nächsten Tag kamen rund sechzig DDR-Studenten zusammen und beschlossen eine kollektive Spende. Sie brachte mehr als dreihundert Rubel ein, was bei einem Stipendium von siebzig Rubel im Monat sehr anständig war. So viel hatte Hermann noch nie im Leben besessen – umgerechnet über neunhundert Mark.

Er überwand diesen Schicksalsschlag endgültig, als er beim nächsten Fasching als verarmter polnischer Landadeliger in durchlöcherter, himmelblauer Armeeunterhose mit roter Bauchschärpe und zerrissenem rosa Unterhemd auftrat.

Sein Parteiamt betrieb er wie ein Seelsorger. Er missionierte mich drei Jahre, bis ich den Aufnahmeantrag abgab. Wie üblich musste ich zwei Bürgen beibringen. Der eine war Hermann, der andere der Nachfolger der Genossin Wille in der Studentenabteilung der DDR-Botschaft in Moskau, der Genosse Hans-Joachim Böhme. In seiner späteren Funktion als Minister für Hoch- und Fachschulwesen, die er von 1970 bis 1989 ausüben sollte, überreichte er mir in den achtziger Jahren meine Berufungsurkunde als Professor.

Das aber nur nebenbei.

Ich hatte mich wahlweise mit dem Argument einer Mitgliedschaft in der Partei verweigert, dass ich einerseits nicht würdig und andererseits kein Karrierist sei. (Zwei Haltungen, die sich logischerweise ausschlossen, weshalb ich sie nie gemeinsam vorbrachte.) Ein andermal erklärte ich, dass Leute in der Partei das Sagen haben, die nach meinem Eindruck von Ökonomie keine Ahnung hätten. Und prompt kriegten sie mich mit der überzeugenden Ansage: »Und weil das so ist, müssen solche kritischen Geister wie du in die Partei, um es zu ändern!«

Minister Böhme, mein Parteibürge, berief mich 1985 zum Professor an der Berliner Humboldt-Universität

Die Genossen nannte mich »Machno«, womit sie sagen wollten, ich sei ein Anarchist. Nestor Machno, er starb 1934 mit 44 Jahren in Paris, hatte während des Bürgerkrieges in der Ukraine eine anarchistische Bauern- und Partisanenbewegung initiiert und geführt – die Махновщина (Machnowschtschina –, die erfolgreich gegen ausbeuterische Großgrundbesitzer, deutsche und österreichische Besatzungstruppen, ukrainische Nationalisten wie auch ›weiße‹ Konterrevolutionäre kämpfte. Ihr Anteil an der Niederlage Denikins und der konterrevolutionären Weißgardisten war größer als der der regulären Roten Armee. Machnos Partisanen sorgten letztlich dafür, dass das Pendel zugunsten der Bolschewiki ausschlug.

Ich nahm das als Kompliment, denn Machno war alles andere, nur eben kein Opportunist.

Zum Ende des Studiums hatte Hermann mal wieder richtig Glück. An einem Morgen rief der Direktor des Milchkombinats am Rande von Lwow im Internat an und wünschte »Gospodin German« zu sprechen. Ich entgegnete, dass dies unmöglich sei. Gospodin Her-

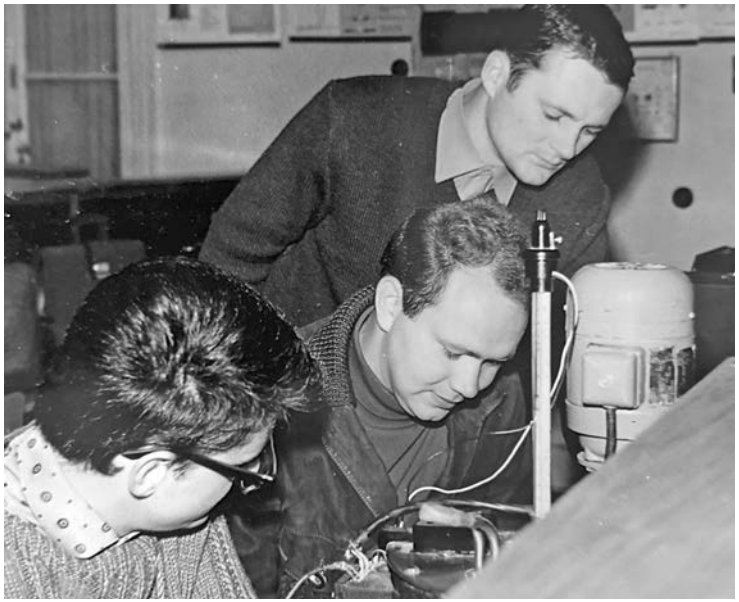
mann sei erst sehr spät, so gegen 5 Uhr, von seiner wissenschaftlichen Arbeit heimgekehrt, er schlafe fest wie ein Stein.

O, sagte da der Molkereichef spitz, er wusste bisher nicht, dass an der Endhaltestelle der Buslinie 4 wissenschaftlich geforscht werde. Dort nämlich hätten Kollegen seines Betriebes Hermann aufgefunden und in den Bus gesetzt, der zum Internat fuhr. Es freue ihn zu hören, dass Gospodin German sein Bett gefunden habe. Er rufe aber an, um ihn wissen zu lassen, dass seine Tasche bei ihm im Direktorenzimmer zur Abholung bereitliege …

Das Malheur hatte, wie sich herausstellte, eine Vorgeschichte.

Unser Diplombetreuer, Prof. Bogdan Sylwestrowitsch, hielt Vorlesungen über Quantenmechanik. Er leitete uns an, thermodynamische Gleichungen zu finden, die die Entstehung von Nadelkristallen im Vakuum bei definierten Temperaturen und Drücken befördertem. Wir saßen wochenlang im Labor und schauten den Kristallen beim Wachsen zu. Zwölf Stunden Hermann, zwölf Stunden ich.

Bogdan war ein junger, begabter Lehrer, der mit ellenlangen mathematischen Ableitungen das gesamte Auditorium, insbesondere die Damen, in Verzückung versetzte. Er sah nämlich obendrein noch gut aus. Mühelos präsentierte er hohe Mathematik, dass man ihm alles glaubte. Er schaute wiederholt in unserem Labor vorbei, meist nachts, und sprach uns angesichts der leeren Röhre Mut zu. Dann entwickelte er mit uns Gleichungen für



Beim Züchten von Kristallen in Lwow: Hermann Starke, Richard Schimko und Bernd Haselow (v.l.n.r.)

die Vorgänge, die nicht stattfanden. Damit wir nicht allzusehr Trübsal bliesen, spendierte er stets Sprit, natürlich zum Reinigen der Quarzröhren.

In der Nacht vor dem Anruf des Molkereidirektors hatten sich endlich winzige Kristallkrümel gebildet.

Und so kam es, dass Hermann ohne die Tasche, in der sich alle Ergebnisse des erfolgreichen Experiments befanden, im Vollrausch des Triumphes erst an der Bushaltestelle, dann im Bett lag.

Nachdem er wach geworden und wieder bei Sinnen war, machte er sich zur Molkerei auf.

Er kehrte sehr spät nach Hause zurück. Mit seiner Tasche – und einem Eimer Smetana.

Studiengruppe DN 51 n: Dritter von rechts der Autor

Die Sahne war aktuell natürlich von größerem Wert als die Kristalle.

Hermanns Unfähigkeit zum Nein-Sagen sollte ihm zum Verhängnis werden. Die Partei machte ihn zum Hauptamtlichen. Erst in einer Kreisleitung, dann in einer Bezirksleitung, schließlich zum Parteisekretär in einem in Thüringen beheimateten Kombinat mit rund zwanzigtausend Werktätigen. Als Erster der Partei im VEB Keramische Werke Hermsdorf (KWH) gehörte er dem Zentralkomitee an.

Der Widerspruch zwischen politischem Anspruch und Wirklichkeit ließ ihn schon morgens zur Flasche greifen, der davon erzeugte Nebel im Kopf nivellierte alle Gegensätze und machte jedes Problem klein. Dazu rauchte er am Tag etwa sechzig bis achtzig Zigaretten der Marke »Belomor«. Das waren Glimmstengel mit Pappmundstück, in dem – zweimal geknickt – sich sichtbar der Teer sammelte. Aber eben nicht nur dort.

Nach der »Wende« kehrte er, wenn man so will, zu seinen studentischen Anfängen zurück: Er wurde Schichtarbeiter in einer Chemiefabrik.

Zu DDR-Zeiten hatte Hermann eine Kleingartenlaube in Gera geerbt. Wir Zimmergenossen aus Lwow-Lemberg spielten dort gelegentlich Skat und tranken dabei einen. Unvergesslich ist mir ein Abend, als wir gemeinsam zum Plattenbau wankten, wo Hermann eine bescheidene Dreizimmer-Wohnung besaß. Um den Heimweg künstlerisch zu gestalten, begannen wir russische Volkslieder zu singen. Schweinische. Das rief eine Funkstreife auf den Plan, vermutlich hatten aus dem Schlaf geschreckte Anwohner nach dieser gerufen. Der oberste Volkspolizist im Wagen kannte Hermann, er ermahnte ihn mit Hinweis auf seine gesellschaftliche Stellung. Es werfe kein gutes Licht auf das ZK, wenn eines seiner Mitglieder die nächtliche Ruhe störe. Hermann nickte verständig – und brachte die Wagenbesatzung dazu, uns zu begleiten.

Stimmlich, nicht nur mit dem Auto. Aber nur leise, Genossen, mezzo piano.

1998, am Ende seines Lebens, hatte Hermann dann richtig Pech. Auch in der Lunge.

edition ost im Verlag Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-360-02824-4

1. Auflage 2025
© 2025 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Druck und Bindung: Printed in the EU
www.eulenspiegel.com